

FRITZ GOEDE

Mein Freund Langohr





Mein Freund Langohr

Auf Maultieren durchs Hochland Abessiniens

In frischem Trab strebt ein Reiter auf der Karawanenstraße vorwärts, die nach Adis Abeba, Abessiniens Hauptstadt, führt. Jetzt läßt er seinen „Peter“ gemächlich schreiten. Sein entschlossenes, junges Männergesicht kündigt von klarem Willen. In den Augen blitzt ein Entschluß auf. Mit leisem Zug wird das Pferd querselbein gelenkt. Sparen soll der Richtweg Zeit und Raum. Zweige dichten Gebüsches schlagen dem Reiter ins Gesicht. Jetzt versperret ein steiler Geländeabsturz den Pfad. „Peter“ schnaubt und spitzt die Ohren. Vorsichtig führt der Reiter sein Tier an der Hand die schräge Wand hinunter. Trotzdem geraten beide ins Rutschen und Kollern, hier und da durch Buschwerk aufgehalten, hinab. Unten raffen Roß und Reiter sich wieder auf und blicken einander verwundert an. „Na, Peter, was war das?“ Eine Untersuchung ergibt: Nichts ist gebrochen, nur das Glas der Taschenuhr und einige Glas-Photoplatten gingen in Scherben.

Nun darf Peter grasen im saftigen Grün des Grundes. Es ist ein prächtiges Tier, feingliedrig und kräftig. Wie edel ist die Linie, die vom Hals über den Nacken läuft! Mit Wohlgefallen sieht das der Reiter und gerät ins Sinnen. Er schaut Altarkerzen, hört feierlichen Gesang kräftiger Männerstimmen. Das war vor vier Tagen, um 11 Uhr nachts, als die Hermannsburger Missionsleute sich für die weite, gefährliche Reise ins Westgallaland stärkten. Ein Priester des Islam hielt für die Karawanenleute mohammedanischen Glaubens ebenfalls eine religiöse Feierstunde.

Mühselig war der folgende Tag gewesen, an dem die ausgeruhten, störrigen Maultiere schon beim Beladen soviel Anstrengungen verursacht hatten. So fest geschlafen hatte er in der folgenden Nacht, daß er nichts vom Heulen der Hyänen in der freien Steppe gehört hatte. Aber den ersten Eindruck der afrikanischen Nachtlandschaft würde er nie vergessen. Klar funkelten die Sterne in der Höhe. Im Südwesten versank das Kreuz

des Südens. Unermesslich weit dehnte sich die Landschaft. Ringsum am Horizont blühte es und ließ die gewaltigen Kuppen des Managascha-Gebirges deutlich werden. Wie klein fühlt sich der Mensch in diesen afrikanischen Weiten, wie frei von allen Erdenfesseln. Erinnerungen an Deutschland und Zukunftsbilder afrikanischer Art erfüllten das Gemüt.

Und über dem allen eine Gestalt von übermenschlichem Maß, der größte Befehlshaber aller Zeiten, mit dem Auftrag: „Gehet hin in alle Welt!“ Dieser Befehl durchkreuzt immer wieder unsere eigenen Wünsche. Wie gern wäre Missionar Wasmann mit der Karawane in die neue afrikanische Welt gezogen, aber er mußte zurück zur Hauptstadt, um dort der deutschen Jugend in Schule und Konfirmandenunterricht und der neugegründeten deutschen Christusgemeinde in Predigt und Seelsorge zu dienen. Erst wenn ein Lehrer aus Deutschland eintraf, durfte er in den Westen. Befehl ist Befehl, und gerade die Missionsarbeit erfordert beste soldatistische Eigenschaften. - „Peter, wir müssen weiter!“ Das Pferd hebt den schöngeformten Kopf, und bald trägt es seinen Reiter ostwärts zur Hauptstadt.

Wir aber wollen, was der Reiter nicht darf, die Karawane einholen und sie auf ihrem Weg durch das abessinische Hochland begleiten. Westwärts, immer westwärts! Das ist der Drang, der sie erfüllt.

Dem langen Zuge voran reitet ein Mann mit blondem Vollbart und kräftigem Gesichtsschnitt. Der weiß, was er will.

„He, Elboru“, wendet er sich an einen braunen Begleitmann, „wäre hier nicht ein guter Lagerplatz?“

„Hier ist zuviel Buschwerk, Herr; da können sich nachts Maultierdiebe sehr leicht heranschleichen. Auch fehlt es hier an Gras. Eine halbe Stunde weiter ist ein besserer Platz.“ Weiter zieht die Karawane und biegt dann ab zu der genannten Stelle. Die Maultiere werden zusammengeführt und abgeladen. Die Last ist fort. Nun schütteln sie sich vor Behagen und wälzen sich auf dem Boden. Nachher kommen sie zur Tränke. Auch dürfen sie sich an dem Grase gütlich tun, das jetzt in der Regenzeit an den günstigen Stellen üppig wächst.

Lebhaft laufen die Diener durcheinander. Jeder hat seine Arbeit und Aufgabe. Zelte müssen entfaltet und aufgestellt, Wasser muß filtriert und Abendbrot für alle gekocht werden.

Wir suchen jemand, mit dem wir reden können. Ein freundlicher, junger Mann erweckt unser Zutrauen. Den sprechen wir an und erfahren, daß

er der Handwerkermissionar Adolf Müller ist. Unsere erste Frage lautet: Wem gehören diese Tiere insgesamt?

„Der größte Teil ist Eigentum der Mission, der kleinere Trupp - 27 Tiere - gehören einem Nagadi (Handelsmann), der gegen Miete Lasten befördert.“

Warum benutzt man nicht Kamele, wie im Süden Abessinians, oder Pferde, die könnten doch viel größere Gepäckstücke und schwerere Lasten fortschaffen als die kleineren Maultiere?

„Das hängt mit der Regenzeit zusammen, die im Süden an der Küste nur einige Tage, bei Dire Dawa vier Wochen, um Adis Abeba etwa vier Monate und westlich des Didessa neun Monate dauert. Auf weite Strecken hin sind die Wege schmale Fußpfade, auf denen Menschen und Tiere nur im Gänsemarsch hintereinander marschieren können. In der Regenzeit gleichen ebene Strecken einem weiten Sumpf. Im Gebirge mit dem fetten Lehmboden sind die Pfade buchstäblich Rutschbahnen. Nur die kleinen Hufe der zähen und sehr gewandten Maultiere drücken sich in dem schlüpfrigen Boden genügend ein, um einen Halt zu bieten. Oft genug rutschen selbst sie aus und gleiten dann wie auf Schlittschuhen bergab. Pferd und Kamel würden da wenig ausrichten, nur das Maultier schafft es.“

Woher hat denn die Mission all diese Tiere kaufen können? Gehören dazu nicht besondere Kenntnisse?

„O ja“, entgegnet Müller, „zum Maultierkauf gehört allerlei. Ich ritt einmal zum Maultiermarkt. Gegen hundert Tiere standen bereit zum Verkauf, Reittiere und Lasttiere. Manche waren weit hergebracht. Ein Maultierkauf verläuft fast wie eine Aufführung im Theater. Da steht ein breitschulteriger Oromo. Der ganze Mann, vom Scheitel bis zur Sohle, ist in Bewegung. Laut preist seine Stimme die Vorzüge des Tieres, die Augen leuchten, die Hände fuchteln. Jetzt schwingt er sich aufs Tier und jagt im Galopp dahin. Alles, um zu zeigen, wie wertvoll sein Maultier ist. Fragt man nach dem Preis, so wird eine Summe genannt, die viel zu hoch gegriffen ist. Am besten lacht der Käufer den Mann aus und zieht seines Weges. Doch das scharfe Auge des Oromo hat beobachtet, daß der Mann sein Maultier wohlwollend betrachtet hat. Darum kommt der Verkäufer mit seinem Tier wohl bis vor die Haustür und fragt: Was wollen Sie denn geben? Nun bietet der Käufer eine so niedrige Summe, daß der Verkäufer lacht, daß ihm die Brust dröhnt, sein Tier besteigt und stolz von dannen reitet. Aber am nächsten Morgen beginnt der Handel mit neuer Kraft. Forderte der

Verkäufer anfangs 130 Taler und bot der Käufer 30, so einigt man sich endlich mit viel Geschrei auf den ungefähren wirklichen Wert, auf 60 Taler. Jeder atmet befriedigt auf: der Verkäufer bildet sich ein, er habe durch sein Handeln den Preis erhöht, der Käufer, er habe ihn herabgedrückt. So freut sich jeder seiner Geschäftstüchtigkeit.

Beide ziehen nun zum Marktrichter. Der muß ein Zollpapier ausstellen. Darin werden die Personalangaben des Käufers und Verkäufers sowie das erhandelte Tier beschrieben, auch Ort, Datum und Kaufpreis wird verzeichnet. Wird ein Tier gestohlen, so kann der Dieb leichter ermittelt und Streitigkeiten schneller geschlichtet werden. - Wenn man das alles genau befolgt, auf Vorzüge und Fehler der Tiere aufmerksam achtet, so hat man Aussicht, beim Maultierkauf nicht zu stark betrogen zu werden. Es ist uns ein Anliegen, die Geldmittel der Mission so gewissenhaft wie nur möglich zu verwalten."

In diesem Augenblick wird Müller abgerufen. Er lächelt uns noch einmal freundlich zu und geht. Wir danken verbindlich und betrachten nach diesem Kurzvortrag die Tiere mit erhöhter Teilnahme. Maultiere gleichen dem Pferd und dem Esel. Sie sind nicht so groß wie Pferde, aber kräftiger als Esel. Die meisten fressen mit Eier im frischen Gras. Aus Futterneid geraten andere in Streit und keilen aus, bis der Nachbar Abstand nimmt. Etwas abseits beschäftigt sich ein Mann der Karawane mit einem jungen Maultier. Zutraulich scheint es dessen Hand zu lecken. Beim Nähertreten stellt sich heraus, daß der Mann in der offenen Hand Salz liegen hat. Unserer Frage nach dem Zusammenhang dieser Handlung wird Antwort. Herr Grabe, ein zweiter Handwerkermissionar, schaut uns aus treuherzigem Gesicht bedächtig an. Langsam und ruhig, wie es seine Weise ist, gibt er Bescheid:

"Maultiere sind nicht nur verschlagen und widerspenstig, sie sind auch scheu und ängstlich. Geradezu unheimlich fremd ist ihnen anfangs der weiße Mann. Da gilt es, Vertrauen zu erwerben. Da sie gern Salz mögen, läßt man sie Salz aus der Hand lecken, so verlieren sie die Scheu. Seht, man kann dem „Georgel" schon ein wenig das Fell krauen."

Wie kann es Tiere mit Namen in deutscher Mundart geben in dieser Wildnis? - so entfährt es erstaunt unsern Lippen.

"Noch weiß ich nicht, wie es mit den Tieren anderer Karawanen steht. Ich bin auch noch nicht lange in diesem Lande. Aber die von uns gekauften Tiere haben von uns besondere Namen bekommen. Das kam so:

die Missionsfreunde in Deutschland lasen: „Das Hauptverkehrsmittel für Reisen in Westabessinien, wo es keine Eisenbahnen gibt, ist das Maultier. Alle Lasten müssen durch es befördert werden“. Da sagte sich mancher: Ich möchte gern helfen, daß es mit der Missionsarbeit in Abessinien vorangeht. Ich bezahle ein Maultier, das muß für mich Lasten tragen. Ein junges Mädchen in Ostfriesenland machte den Anfang. Es hieß Emma, und so wurde auch das Maultier genannt, das von ihm bezahlt war. - Dieses Tier, hier vor uns, ist von Kindern aus dem Elsaß gestiftet und hat den dort oft vorkommenden Namen „Georgel“ erhalten. Seht es euch genau an, damit ihr's morgen unterwegs wiedererkennet.“

Inzwischen ist es dämmerig geworden. Der Karawanenleiter, Missionar Bahlburg, hält eine kurze Abendandacht. Sie wirkt wie ein kurzer Appell vor dem König aller Könige, in dessen besonderem Auftrag diese Karawane steht. Darauf legt sich alles zur Ruhe nieder, denn die Reise macht sehr müde.

Ein Weilchen lauschen wir noch in den Zauber der afrikanischen Wildnis hinein, suchen das Geheul ferner Hyänen von den Stimmen der Schakale zu unterscheiden, und dann fallen auch uns die Augen zu. Im Halbschlaf hören wir noch das einformige Singen des Wachtmannes. Er tut es, um nicht selber einzuschlafen.

Als wir uns am andern Morgen die Augen reiben, herrscht schon wieder ein geschäftiges Hin und Her.

Einige Männer sind um die Maultiere versammelt. Jedem Tier werden auf einem Sattel, der den Rücken schützt, zwei Kisten übergehängt. 120 Pfund sind eine mittlere Traglast. Über die beiden Kisten werden dann die Laderiemen geschnallt. Bockbeinig wehren sich manche Tiere und schlagen mit allen Vieren aus. Unser Freund Grabe wird von „Fischer“, der sich besonders wild gebärdet, mit dem Vorderhuf ins Gesicht getroffen. Erschreckt greift der Mann nach seiner Nase. Zum Glück ist das Nasenbein heil geblieben. Weil „Fischer“ so übermütig und frech ist, bekommt er noch eine halbe Last dazu gepackt. Darauf wirft er sich zu Boden und schlägt solange um sich, bis alle Last abgestreift und weggeschleudert ist. Er bekommt Hiebe, damit er aufsteht. Umsonst. Er liegt wie tot. Da greift ein Abessinier ihm mit rascher Hand in die Nasenflügel, und wie aus der Pistole geschossen steht „Fischer“ wieder auf den Beinen. Doch gegen neues Beladen wehrt er sich wie wild. Da ist guter Rat teuer.

Grabe fragt nachdenklich: „Ob das Tier früher wohl geritten worden ist?“ Da setzt sich kurz entschlossen ein Mann auf „Fischers“ Rücken, und das Tier ist wie umgewandelt und fügt sich. Sein Kampf war also ein Kampf um seine Reittier-Ehre. Es wollte kein Lasttier sein.

Inzwischen nimmt das Beladen der Tiere seinen Fortgang. Sehr gewissenhaft muß das geschehen, sonst bekommt das Tier Druckstellen und Wunden, die lange eitern und schlecht verheilen.

Das Zeichen zum Aufbruch erfolgt. Alles setzt sich in Bewegung. „Georgel“ ist das kleinste Tier der Karawane und hat das leichteste Gepäck. Ein charakterliches Gegenstück zu „Fischer“. „Georgels“ Ehre ist es nicht zuwider, zum Lumpensammler des ganzen Zuges bestimmt zu sein. Ob er mehr auf Gemütswerte hält? Eine der beiden Kisten, die er trägt, ist oben offen. Dahinein legt man alles, was nach dem Verpacken der Sachen noch übriggeblieben auf dem Boden umherliegt: ein paar Zeltplöcke, Trinkbecher und vor allem den Kaffeekessel, das erste und letzte Stück beim Lagern. Übermütig läuft „Georgel“ mit seiner leichten Last voraus, dann springt er seitwärts ins Gras, knabbert an einem Busch und legt sich auch zur Abwechslung hin. Droht ein Treiber mit dem Stock, so springt „Georgel“ auf und läuft bis an die Spitze des Zuges. „Georgel“ ist aller Liebling. Ein fröhlicher „Lumpensammler“.

Von einer erhöhten Stelle schauen wir zurück. Die Karawane gleicht einer langen Linie, die friedlich vorwärtstreibt. Neben jedem dritten oder vierten Tier schreitet ein Mann, der auf die Lasten achtet. Im Hochgebirge muß bei schweren Paßübergängen buchstäblich „nachgeschoben“ werden, damit die Tiere es schaffen.

Vorerst ziehen wir durch eine breite Ebene, die, nach vorn gesehen, sich ins Unendliche auszudehnen scheint, rechts und links aber von hohen Bergketten eingerahmt wird. Schirmakazien, Mimosen, Jedern, grüne Grasflächen, Buschwerk bringen viel Abwechslung in die großräumige Landschaft. Darüber breitet sich ein warmer, blauer Himmel, und seltsame bunte Vögel mit eigenartigem Fluge beleben die Luft.

Ab und zu sehen wir Ackerflächen und Bauern beim Pflügen. Malerisch liegen an den Abhängen hin und her die einzelnen Dörfer.

Ein kleiner, dreiviertel Jahr alter Hund, „Dickerle“, macht seine erste große Reise und trottet nachmittags müde und durstig hinterdrein. Auch wir spüren Durst, entdecken eßbare Beeren und lassen sie uns wohlschmecken.

Nun kommt der Zug in eine Gegend, wo viel Wasser ist. Die Bäche und Teiche sind von dichtem Gebüsch umsäumt. Im Dickicht hausen Vögel, Enten und Gänse. Jeder Tag bringt etwas Neues. Es stellt sich heraus, daß die schier endlose Ebene vor uns hinten auch von Bergen eingefasst ist. Morgen oder übermorgen werden wir bei ihnen sein.

Am 18. Juni brechen wir von Meti Terra (Meti = Palme), d. h. Palmenebene, auf. Leider sind die Früchte der Palmen ungenießbar. Dafür erhalten unsere Augen neue Weide. Ein farbiger Vogel mit einem ganz dünnen, etwa 25 Zentimeter langen Schwanz und rotem Gefieder unter den Flügeln erregt unsere Bewunderung. Ein anderer großer Vogel mit langem, krummem Schnabel hat eine Haube wie ein Kakadu. Wir sind eben in einem andern Erdteil mit andern Tieren. Auf sehr hohen Bäumen sitzen viele wilde Tauben. Unter den Bäumen wächst dichtes Buschwerk.

Aus der Hochebene gelangen wir ins Gebirge. Mehrere Flußläufe müssen wir durchwaten. Zum Glück führen sie noch nicht viel Wasser. An einer Stelle zeigt uns ein kleiner Junge die Furt. Unaufgefordert stapft er durch das Wasser. Es macht ihm Spaß, der großen Karawane Führerdienste zu tun.

Bei einem dieser Flußübergänge fällt uns auf, wie anhänglich Mantiere einem Pferde gegenüber sind. Grabe reitet auf einem Pferde voraus. Da folgt der erste Trupp der Mantiere freiwillig durchs Wasser. Die übrigen wollen an einer anderen Stelle hindurch, aber drüben ist sumpfiges Ufer. Nun reitet Grabe an die Furtmündung, und auch der zweite Trupp Mantiere folgt dem Pferde, das bei der Rückkehr von der ersten Gruppe mit hellem, frischem Gewieher begrüßt wird. Vielsach hallt es in den Bergen wider. Auch ein Schuß findet hier überraschend langen Widerhall in den felsigen Kuppen ringsum.

Höher steigt der Karawanenpfad, und wieder müssen wir durch das kalte Wasser. Etwa 30 Meter unterhalb der Furt erscheint der Fluß wie abgebrochen. Er stürzt nämlich 25 Meter tief über Felsgeröll hinab. Wie das zischt und plätschert und rauscht! Wir schauen hinunter in den Talgrund mit seinen mächtigen Bäumen und hinauf ins Gebirge mit seinen ungefügen Felsen und Steinwänden. Auf jeder Klippe hockt der Tod und lauert auf Gelegenheit, Mensch und Tier in den Abgrund zu reißen. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“.

In Tullu Dimtu (roter Berg) rasten wir. „Tullu“ heißt hier immer Berg. Den Dimtu krönen Ruinen. Vielleicht stand hier eine Kirche. Auch mehrere Gräber sind zu sehen. Die Amhara begraben ihre Toten recht nahe dem Himmel. Beim Abstieg überrascht uns ein Gewitter mit Regen und Hagel. Wir suchen unter Bäumen und Sträuchern Schutz, um nicht ganz naß zu werden.

Am 19. Juni sind wir noch höher ins Gebirge gekommen. An einer italienischen Missionsstation vorbei geht es hinab zum Sudar, einem reißenden Fluß. Die Brücke darüber ist sehr schmal. Dahinter steigt der Pfad steil empor. 2500 Meter sind wir über dem Meeresspiegel. Daher ist es hier so merkwürdig kühl. Nachts muß Wache gehalten werden, weil „Schiffa“ (Räuber) die Gegend unsicher machen. Es sind meistens entlassene Soldaten, die durch Ausplünderung der Karawanen ihr Leben fristen.

In einer langen Talsenke dahinziehend, beobachteten wir, wie hinter den rechts und links aufragenden Bergwänden sich Gewitter austoben. Zu uns kommen sie nicht herüber, die Bergwände hindern sie.

Heute ist der 21. Juni 1928. Zum erstenmal in unserm Leben werden wir von einer Wolke eingehüllt. Wie im dicken Nebel ziehen wir dahin. Dann regnet es ausdauernd. Wir summen: „Es regnet, es regnet seinen Lauf, und wenn's genug geregnet hat, so hört es wieder auf“.

Der Abend beschenkt uns mit einem Plauderstündchen bei Grabe und Müller. Grabe hatte während des Regens unter einem großen Baume Schutz suchen wollen. Aber das Maultier ließ sich nicht halten. Der Reiter stieß mit Hut und Kopf gegen einen kräftigen Ast, und hätte er Absaloms langes Haar gehabt, so wäre er wie dieser hingengeblieben.

Müller lächelt und bemerkt: „Maultiere sind unberechenbar, bald ängstlich, bald eigensinnig. Missionar Wasmann wollte einmal auf dem Maultier seinen Regenmantel anziehen. Als der Wind den Mantel mächtig aufbauschte, erschrak das Tier und rannte wie besessen davon. Wehe, wer dann nicht fest sitzt! Aber das Festsitzen allein macht es auch nicht. Mir ist mein Maultier auch einmal durchgebrannt in ein dorniges Buschfeld hinein. Wie mir da die Dornenzweige um die Ohren schlugen! Nachher hatten - von Gesicht und Händen zu schweigen - Jacke und Hose so viele Risse und Löcher, daß ich abends stundenlang nähen und flicken mußte. Mein Tropenhut war wohl in den Dornen hingengeblieben, und hinterher bekam ich noch einen Sonnenstich.“

Während wir so plaudern, hören wir auf einmal ein schreckliches Schreien und Brüllen von Tieren. Was ist das? Wir springen hinzu und sehen, wie kräftige Abessinier Maultiere halten und mit glühendem Eisen den Rücken brennen. Empört fragen wir: „Wie kann man nur? Warum? Wozu?“

In aller Ruhe werden wir belehrt: Wenn das Gepäck nicht genau und fest genug sitzt oder im Gebirge verrutscht, gibt es Druckstellen, die anschwellen. Aus dieser Schwellung können Wunden entstehen, die sehr lange nicht zuheilen und eine Belastung unmöglich machen. Wird dagegen die Stelle gebrannt, so geht die Geschwulst zurück, und das Tier kann am nächsten Morgen wieder belastet werden.

Das leuchtet uns ein. Wir denken daran, daß unter den abgetriebenen Tieren des Nagadi ein Tier war, welches von einer Krähe belästigt wurde. Es hatte eine offene, eiternde Wunde, und der Vogel versuchte, rohes Fleisch herauszuhacken. Lieber ein kurzer Schmerz, als nachher solch ein Elend.

Am nächsten Morgen achten wir noch sorgfältiger darauf, wie die Tiere beladen werden und freuen uns am kleinen „Georgel“. Er hat's freilich auch faustdick hinter den Ohren. Wie ein Ochsenfrosch bläht er sich manchmal beim Beladen auf. Nachher, wenn die Kisten aufgeschnallt sind, macht er sich dünn, streift den Packsattel über das Hinterteil und springt davon. Darum wird „Georgel“ erst eine Zeit am Kopf geführt, bis er sich dünn gemacht hat. Dann werden die Laderiemen nachgezogen, und er kann die Last nicht abwerfen.

Der dicke „Frits“ ist das kräftigste Tier im ganzen Zug. Obgleich schwer beladen, ist er immer an der Spitze, eine unbedingte Führernatur. Freilich, beim Fressen verlangt er ebenso eine Ausnahmestellung. Dann schlägt und beißt er ringsum, daß niemand sein Futter schmälere.

Was Maultiere leisten können, das wird uns heute deutlich, wo dauernd Regenschauer niedergehen. Der steil ansteigende Boden ist so lehmig, daß man bei jedem Schritt rückwärtsrutscht. Auch die Maultiere unter ihrer Last sinken an manchen Stellen bis an die Knie ein, aber sie bleiben nicht liegen. Was für Ausdauer in solchen Tieren steckt, das merkt man erst jetzt.

Ist der Aufstieg mühsam, so ist der Abstieg von einem Bergfegeln noch mühsamer. Man kann sich auf dem nassen, glatten Weg kaum halten. Die kleinen Maultierhufe aber drücken sich ein, und geraten die Tiere doch ins

Rutschen, so wissen sie die Rutschpartie so geschickt zu steuern wie nur irgendein gewandter Junge in Deutschland seinen Rodeschlitten. Wenn man auf dem Tier sitzt, muß man ihm einfach alles andere überlassen. Jrgendwie kommt es doch auf die Beine.

Wie mühselig sind solche Missionsreisen mit ihren tausend Kleinigkeiten, die sorgfältig berechnet und berücksichtigt werden wollen, wenn das Ziel, die Anlage einer Missionsstation, die Gründung einer Christengemeinde erreicht werden soll. Wieviel muß Gott an einer solchen Gemeinde liegen!

Es ist, als wenn uns der Gedanke an Jesus Christus und seine Sache durch eine wundervolle Aussicht deutlich gemacht werden soll. Sehr hoch sind wir im Gebirge. Wie hoch, das wissen wir nicht mehr zu schätzen, nur daß wir in den Wolken und über den Wolken sind, das merken wir oft. Jetzt öffnet sich uns eine wundervolle Aussicht. Tief unten zu unseren Füßen dehnt sich ein weites, großräumiges Tal. Die Wolken schweben darüber in der gleichen Höhe, in der wir uns befinden, einige höher, andere tiefer. Hinter dem langgestreckten Tal erheben sich wieder mächtige Gebirge. Wundervoll hintereinander aufgetürmt, grüßen sie in immer zarteren, blauerer Wolken herüber, bis die letzten wie zarte Wolken erscheinen; wie Grenzwächter einer anderen Welt. Dabei denken wir an den großen, umfassenden Befehl des größten Befehlshabers aller Zeiten: „Gehet hin - lehret alle Völker!“ Alle Mühseligkeiten, alle Anstrengungen sind vergessen. Christus wird siegen. Er hat das letzte Wort. Wohl dem, der sich voll einsetzen durfte für das höchste Ziel!

Die Karawanenleute, zum Teil Mohammedaner, welche die Tiere betreuen, wissen nichts oder nur wenig von diesem Sachverhalt. Ihre Aufmerksamkeit ist ganz auf die nächsten Erfordernisse gerichtet. Sie deuten auf eine tiefe Flußrinne, deren Wasser heraufleuchtet: Schiffta-Sibbi. Der Omo heißt in seinem oberen Laufe Sibbi. Also da unten, in dem dichten Buschwerk, da hausen die Räuber.

Am Lagerfeuer abends wird natürlich von Dieben und Räubern erzählt. Unter anderem von einer Nacht, da der Wächter zum Missionar ins Zelt geschlichen kam: „Herr, es sind Maultierdiebe in der Nähe.“ Der Missionar läßt im Dunkeln die Leuchtpistole, geht leise hinaus, legt sich mit dem Begleitmann auf den Boden und lauscht. Nichts ist vernehmbar. Die Diebe müssen auch auf der Erde liegen. Da deutet der Begleitmann in eine Richtung. Er hat ein Flüstern vernommen. Der Missionar läßt eine weiße

Leuchtkugel steigen, welche die Nacht zum Tage macht. Da springen vor ihnen drei Männer hoch und laufen mit lautem Geschrei davon. In dem grellen Licht glänzen ihre Körper, als wenn sie aus dem Wasser gestiegen wären. Sie sind völlig nackt und haben die Haut dick mit Butter eingetrichtert, damit man sie nicht festhalten kann.

Eine andere Geschichte wird bekannt, welche den besonderen Spürsinn der Eingeborenen zeigt. Eines Tages war die Karawane aufgebrochen, als ringsum noch tiefe Nacht herrschte. Sorgfältig wurden die Tiere gezählt. Drei Stunden später stellt es sich heraus, daß ein Tier fehlt. Man überlegt hin und her und kommt zu der Überzeugung, daß gleich anfangs in dichtem Gebüsch lauende Diebe ein Tier aus der Reihe gerissen haben müssen. Ato Kassa, ein früherer Bandenführer, mit allen Schlichen der Diebe und Räuber vertraut, wird mit einem Begleiter zurückgeschickt. Wenn überhaupt einer etwas ausrichten konnte in diesem Falle, dann nur er. Dem Häuptling der Gegend meldet er den Fall, der auch Leute zum Suchen aussendet. Aber Ato Kassa hat kein großes Vertrauen zu dieser Suchunternehmung und beginnt einen eigenen, mühseligen Suchdienst. Sorgfältig werden zunächst alle Pfade, die vom Lagerplatz in den Wald führen, untersucht. Endlich entdeckt man eine Knickung im Gras und dringt von hier aus in den Wald, findet frischen Maultiermist und eine Spur, die aber in einem reißenden Waldbach endet. Die Diebe haben absichtlich ein Nachspüren unmöglich machen wollen. Aber Ato Kassa sucht unermüdlich weiter. In einem Dickicht findet er endlich die Maultierlast versteckt, zwei Feldbettstellen. Er trägt die Last mit seinem Begleiter an eine andere Stelle und versteckt sie dort. Nicht nur die Augen, auch die Ohren müssen bei einem solchen Suchdienst angestrengt arbeiten. Nach langem, geduldigem Hin- und Herstreifen hören sie ein schweres Atmen im Gebüsch. Es war das geraubte Maultier, das die Diebe mit Lianen fest an einen Baum gebunden und dem sie zugleich das Maul so fest verschmürt hatten, daß es nicht schreien, sondern nur mühsam atmen konnte. Wir können uns denken, mit welcher Freude gegen Abend die Sucher mit dem beladenen Maultier zur Karawane zurückkehrten und mit welcher Freude sie empfangen wurden. - Wenn dann der Missionar in der Abendandacht das Gleichnis Jesu vom verlorenen Schafe vorliest und auslegt, so hat er aufmerksame Zuhörer.

Eine besondere Wohltat auf diesen mühseligen Marschen gewährt der Sonntag mit seiner inneren und äußeren Ruhe. Sven Hedin, der ja immer

wieder Karawanenreisen ähnlichen Stils für die Forschung unternommen hat, berichtet selbst davon, wach eine Kraftquelle für ihn die einsame Sonntagsstunde über der Bibel war. Er hat mehrfach alles im Stich lassen müssen, um das Leben zu retten, die Bibel aber behielt er immer bei sich. Auch dem Leiter dieser Karawane ist die Bibel der edelste Schatz.

Was von oben gesehen wie eine weite Ebene aussah, erweist sich als hügeliges Gelände, aus dem wir wieder höher hinaufsteigen. Oft sind die Wolken tiefer als wir. In den Büschen und Bäumen hausen hübsche, nie-gesehene Vögel. Einer hat eine Stimme wie eine Klarinette. Drei Töne, die etwa eine Oktave umfassen, schlägt er immer wieder an. Schwarze und gelbe Vögel gibt's hier und viele prächtige Schmetterlinge.

Am 29. Juni ziehen wir in Nekempti ein. Das ist die Hauptstadt der Provinz Wolaga im Westgallaland. Auf der schwedischen Missionsstation fühlen wir uns wie zu Hause. Früher war diese Provinz ein selbständiges Königreich. Der Dedjasmatsch (Provinzgouverneur) hatte Mariam stammt aus dem früheren Königshaus und ehrt die Boten der Hermannsburger Mission durch eine Unterredung und ein Geschenk, einen großen, stattlichen Ochsen.

Am 5. Juli ziehen wir weiter. Fast spaßig ist der Übergang über einen reißenden Fluß, über den eine halbeingestürzte Brücke führt. Hier bewährt sich das stattliche Gummifloß, das die Missionare, auf den Rat eines Afrika-reisenden hin, aus Deutschland mitgebracht haben. Es wird aufgepumpt, und dann schafft man die einzelnen Gepäckstücke hinüber. Nun müssen die Tiere hinterher. Aber das Ufer ist sehr steil. Da müssen sie ins Wasser hinabspringen. Dem Ochsen, der sich sträubt, wird ein Strick um die Hörner gebunden; von unten zieht man kräftig herunter, von oben hilft man nach, und der große, fette Ochse muß hinab. Hochauf spritzt das Wasser bei dem gewaltigen Plumps. Er schwimmt und wird durch Geschrei ans andere Ufer getrieben. Dem Pferde schwimmen die Maultiere nach. Nachdem die letzten Leute mit dem Gummifloß herübergebracht sind, wird dieses sorgfältig zusammengefaltet und verpackt.

Wie anders verläuft solch ein Flußübergang zur Hauptregenzeit. Dann tritt der mächtige Strom weit über seine Ufer. Die treibenden Wassermassen haben eine solche Wucht der Vorwärtsbewegung, daß die Übersetzboote nur so dahingerissen werden. Dabei sind diese großen Einbäume oft alt und gebrechlich. Es fällt gar nicht weiter auf, wenn ein faustgroßes

Loch in der Bootswand mit einem eingeklemmten Stein und Lehm abgedichtet wird. Tiere, die bei solchem Hochwasser hinüber sollen, müssen schwimmen. Nur mit einer Leine werden sie vom Boote her gehalten und gesteuert. Dabei kommt es oft genug vor, daß ein Krokodil von unten her ein Maultier schnappt und mit ihm in der Tiefe verschwindet. Dann setzt meistens eine wüste Schießerei ein, aber nicht immer wird das Krokodil unter dem Wasser getroffen. Bei solchem Hochwasser treiben im Strom abgebrochene, mitgerissene Bäume mit gewaltigem Astwerk. Die können den Fährbooten sehr gefährlich werden. Wer in solcher Zeit ein Fährboot steuert, muß ein erfahrener, geschickter und kühner Mann sein.

In dem Herzen des reisenden Missionars aber klingt es in solchen gefährlichen Stunden zu Wasser und zu Lande auf als getrostete Zuversicht:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat ersehen
Und was mir selig ist. -
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Mit Gott will ich ihn überstehn.

Am 7. Juli ist wieder Kasttag. Grabe muß auf Jagd, weil die Leute wenig zu essen haben. Plötzlich steht er vor einem großen Tier mit starkem Geweih. Grabe legt ruhig an und trifft gut. Das Tier stürzt zusammen. Es ist ein Waraby, ein Wasserbock, etwa 4-5 Zentner schwer. Grabe schickt den Diener ins Lager. Endlich sind die Träger da. Auf dem Rückweg wird es dunkel. Wo ist das Lager? Wie soll die Richtung gefunden werden? Man hält Rat und ist doch ratlos. Da auf einmal wird es hell. Das Lager hat sich schon über das lange Ausbleiben gewundert und eine Leuchtrakete abgeschossen. Nun wird in Richtung der Rakete marschiert. Eine zweite Rakete steigt auf, Hörner werden geblasen, und so findet man zurecht und erreicht das Lager, wo die Fleischbeute sehr willkommen ist.

In Nekempti wurde der Nagadi abgelohnt und die Lasten, die er befördert hatte, zum Teil auf der schwedischen Station gelagert, zum Teil auf die Maultiere der Mission verteilt. So wurden die letzten Tage noch recht mühselig. Dazu waren im Didessatal einige Tiere erkrankt und gingen ein. Die früher so übermütigen und störrigen Tiere trockten recht müde und abgesspannt dahin. Die Karawane wird jetzt geteilt. Die Vorhut mit

den gesunden und kräftigen Tieren marschieren voraus, der andere Teil folgt in langsamerer Gangart hinterher. Was haben die Maultiere aber auch geleistet! Und das in der Regenzeit, auf verweichten, teilweise versumpften Straßen mit immer neuen, steilen Anstiegen! Wir können ihnen unsere Bewunderung nicht versagen, und es wird alles getan, um ihnen Erleichterungen zu verschaffen.

„Viele Maultiere müssen im Dienst des Menschen ihr Leben opfern. Jedes Lasttier hätte eigentlich einen Orden verdient. Auch uns haben sie auf unseren langen Reisen durch Sonnenbrand und Tropenregen unschätzbare Dienste getan, und wir haben sie schätzen und lieben gelernt trotz ihrer Fehler, die durch ihre treuen Dienste bei weitem aufgehoben werden.“ So schreibt Missionar Wasmann nach langer Erfahrung.

Mit der Vorhut erreichen wir am 16. Juli 1928 das Ziel all dieser Anstrengungen. Es ist das vom Staatsbeamten Kantiba Gebru in Adis Abeba gepachtete Grundstück im Landkreis Aira in der Provinz Wolaga. Hier soll die neue Missionsarbeit der Hermannsburger unter den Oromo beginnen. Der Platz liegt landschaftlich schön auf einem Hügel, an dessen Fuß der Hurssa, d. h. Brüller, vorbeirauscht. Er ist stark genug, eine Wassermühle zu treiben. Auf dem Platz selbst müssen zunächst mit Buschmessern die 2-3 Meter hohen Distelstauden und mancherlei wildwucherndes Gestrüpp niedergelegt werden, ehe man Zelte aufschlagen kann.

Missionar Bahlburg, auf dessen Schultern die Verantwortung für die Karawanenreise und die Auswirkung der weiteren Maßnahmen ruht, sammelt seine Mithelfer zur Abendandacht. Er knüpft an die Missionsgemeinde in der Heimat an, an ihren Glaubensgehorsam, ihren Einsatz unter der Jugend, ihre Gebetstreue. Hierauf gibt er einen Überblick über die Schwierigkeiten und Widerstände, die in der Hauptstadt bei den Behörden und unterwegs auf der Reise zu überwinden waren, und stellt fest: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen!“

Dann klingt zum erstenmal in dieser Landschaft der deutsche Choral durch den Abendfrieden:

Bis hierher hat mich Gott gebracht
Durch seine große Güte,
Bis hierher hat er Tag und Nacht
Bewahrt Herz und Gemüte.

Bis hierher hat er mich geleit,
Bis hierher hat er mich erfreut,
Bis hierher mir geholfen.

Ein herzhaftes Gebet beschließt die schlichte Feier in der Wildnis.

In seinem Zelt aber sitzt Bahlburg und überlegt die Planungen für die nächsten Tage. An die Missionsleitung schreibt er: „Wir sind hierher geführt und hätten uns wohl kein schöneres Fleckchen Erde für die Begründung unserer Arbeit im Gallalande aussuchen können. Nun sind wir da! Wie sind wir froh! Aber vor der Missionsgemeinde liegt eine schwere Aufgabe, die wir mit unserm Unternehmen auf uns genommen haben. Sind wir bereit, unsern ganzen Willen an das Werk zu setzen? Wir wollen um Jesu willen dies Volk recht liebhaben und ihm dienen zum zeitlichen und ewigen Heil, das auch für dies Volk auf Golgatha sauer erworben ist.“

Auch wir halten Rückschau auf unsere Reise mit Maultieren, die uns bis über die Wolken führte. Auch wir wollen nicht bloß einmal eine lockende Reise mit der Mission gemacht haben. Wir wollen sie lieb gewinnen, für sie beten und arbeiten, weil sie dem Retterwillen unsers Herrn Jesu Christi dient.

Mission treiben heißt Einsatz leisten. Wir wollen uns in unserm Einsatz nicht von den Maultieren beschämen lassen. Wir wollen stark werden, um auch Lasten tragen zu können, und unsere Lebens- und Geisteskräfte einspannen für ein Ziel, das alle andern menschlichen Ziele überragt wie das Hochgebirge die Hügel der Ebene:

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, du die Sonne,
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried und Wonne!
Mach dich auf! Es werde Licht,
Jesus hält, was er verspricht.

Die Mission unter den Oromo in Abessinien

Im Westen von Abessinien, weit hinter der Hauptstadt Adis Abeba, wohnt an den Hängen des Hochgebirges das Volk der Oromo, unter dem die Hermannsburger Mission arbeitet. Bei ihren Feinden heißen sie auch verächtlich die Galla. Zauberei, Geisterfurcht und Totendienst halten ihre Herzen gefangen, obwohl viele durch die äthiopische Kirche getauft sind. Die frohe Botschaft haben sie nicht gehört. Von dem Heiland der Welt wissen sie kaum den Namen.

Da erweckte Gott ihnen in dem fernen Europa einen Freund, der sie von Herzen liebhatte und ihnen gern das Schönste bringen wollte, was er hatte, das Evangelium. Das war Ludwig Harms, der Begründer der Hermannsburger Mission. Zu den Galla sollten die ersten Missionare gehen, die er im Jahre 1853 ausandte. Aber der mohammedanische Beherrscher der Küste verbot ihnen den Weg, widrige Winde trieben das Schiff zurück.

70 Jahre später, im Jahre 1927, rief Gott die Hermannsburger Mission wieder nach Abessinien. Sie sandte die beiden Missionare Bahlburg und Wasmann. Nach langem Warten auf die Erlaubnis des Kaisers drangen sie unter unsagbaren Mühen mit einer großen Maultierkarawane über das Hochgebirge zu den Oromo vor und legten die Station Lallo-Schalliotha in dem Gebiet von Aira an. Langsam fanden sie den Zugang zu den Herzen der Eingeborenen. Sie schienen hart zu sein wie die Felsen des Landes. Andere Missionare folgten, auch ein Missionsarzt und eine Schwester. In Bedelle wurde eine zweite Station erbaut. Missionar Bahlburg sammelte indessen die Deutschen in der Hauptstadt Adis Abeba zu einer Gemeinde.

Da brauste über die keimende Saat der italienisch-abessinische Krieg hinweg. Das Heer löste sich zu Räuberbanden auf. Die Missionare im Inland mußten ihre Stationen verlassen. Missionar Müller wurde ermordet, Bedelle zerstört. Die Gallamission schien verloren zu sein. Nur in Adis Abeba konnte Bahlburg sich halten.

Aber Gott hatte den jungen Oromo Daffa Djammo auf wunderbare Weise zu seinem Werkzeug erwählt. Um ihn sammelte sich die junge Gemeinde in Lallo-Schalliotha. Bei seiner Rückkehr nach Abessinien fand Missionar Wasmann alles verändert. Gott hatte die Herzen der Eingeborenen geöffnet. Auf dem steinigem Boden keimt hoffnungsvoll die Saat des Evangeliums. Gott hat durch die Nöte auch des letzten Krieges hindurch seine Verheißung erfüllt: Ist mein Wort nicht wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?

Dieses Heft schrieb Volksmissionar Fritz Goede, Kobbenjen

Das Bild zeichnete Karl Bister, Königsfeld

Druck und Verlag der Missionshandlung in Hermannsburg - 10000 September 1947

✓ 387105
7173x WJ
681/26

